

Emil Fischer-Miville als Unteroffizier in der französischen Fremdenlegion (1855-1858)

Autor(en): Theodor Nordmann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1931

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/2835f916-57ae-423f-bb4e-8fefdd7b1344>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Emil Fischer-Miville als Unteroffizier in der französischen Fremdenlegion

(1855—1858).

Von Theodor Nordmann.

Emil Fischer-Miville¹⁾, dessen handschriftlich hinterlassene Erinnerungen über seine dreijährige Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion wir hier in Verbindung mit aus jener Zeit stammenden Familienbriefen auszugsweise wiedergeben, erblickte als Sprosse einer seit 1612 in Basel eingebürgerten Familie am 29. Juni 1833 in Basel das Licht der Welt als jüngstes von sieben Kindern des Bäckermeisters Elias Fischer und der Barbara Horner. Nach glücklich verlebten Kinderjahren und einem zweijährigen Aufenthalt im Waadtland — in Cully — zur Erlernung der französischen Sprache, trat Fischer auf Wunsch seines Vaters in die Siegristsche Mühle im St. Albantal, die er drei Jahre später, mit guten Zeugnissen versehen, als gelernter Müller verließ. Für den taten- und abenteuerlustigen jungen Mann begann nun eine Zeit des Wanderns, ein richtiges frohes und ungesorgtes Handwerksburschenleben. Bald treffen wir ihn in der deutschen, bald in der französischen Schweiz auf der Walz und in Stellung; doch hält es ihn nirgends lange, der Trieb nach Erleben, nach Abenteuern erfüllt das ganze Sein des Jünglings. Schließlich landet er in dem Lande, das ihm die erste große Ent-

¹⁾ Vater des Herrn Emil Fischer „zum Wolf“.

scheidung auf seinem Lebenswege bringen sollte: in Frankreich.

Während seiner beruflichen Tätigkeit in Paris und in dessen Umgebung hatte Emil Fischer zu verschiedenen Malen Gelegenheit, größere französische Truppenformationen zu sehen. Es war die Zeit des Krimkrieges, in welchem Engländer und Franzosen Schulter an Schulter zusammen mit der Türkei gegen die Russen kämpften.

„Ich kam gerade in die Hauptstadt zurück“, berichtet er in seinen Aufzeichnungen, „als eben die Kanonen des Invalidendomes einen Sieg der verbündeten Engländer und Franzosen gegen die Russen vor Sebastopol verkündeten. Großartige Illuminationen und Festlichkeiten überall und allgemeiner Enthusiasmus bei der Armee. Einige Tage später hatte ich Gelegenheit, einige große Truppendetachemente Revue passieren zu sehen, die zur Verstärkung nach der Krim abgingen, was in mir großes Interesse erweckte und mich für die französische Armee begeisterte. . . . Eines Tages, Anfang März 1855, erfuhr ich durch meinen Freund Fritz Buxtorf in Besançon, daß das französische Kriegsministerium die Bildung einer Schweizer Legion beschlossen habe, um dieselbe so rasch als möglich nach Rußlands Gefilden absenden zu können, die Engagements seien bereits an der Grenze im Gange.

Entschluß, Soldat zu werden. — Dies erregte in mir den Wunsch, Soldat zu werden, indem er (Buxtorf) mich animierte, nach Besançon zu kommen, um mit ihm in dieses Corps einzutreten, um unser Glück im Soldatenleben zu suchen und Abenteuer zu erleben, denn fremde Länder zu sehen war stets mein Ideal! Als noch in den letzten Tagen eine große Revue der kaiserlichen Garde in den Champs-Elysées stattfand und ich den Abzug derselben nach dem Kriegsschauplatz mitansah, da war mein gefaßter Entschluß reif geworden. Ich war mir selbst überlassen, gleich einem steuerlosen Schiffchen auf den wogenden Fluten des Ozeans.

Niemand war da, der mich von dem Schritte abhielt, welchen ich zu begehcn im Begriffe war. Ein Mitarbeiter namens Mariz, ein Solothurner, schloß sich mir an, so daß wir unsere Stellen verließen . . . und begeistert dem Lyoner Bahnhof zusteuerten, um unser Vorhaben in Ausführung zu bringen. Des andern Tags ging es wieder per Diligence von Gray über Dôle nach Besançon, wo wir abends am 10. März eintrafen. In dieser Festung an der Schweizergrenze sollte also die Formation der Legion vor sich gehen, indem das erste Regiment in Dijon, das zweite in Besançon und das Jägerbataillon in Auxonne einexerziert wurde.

Das Kommando dieser Brigade wurde vom Kaiser Napoleon seinem bekannten Schweizer Obersten Ochsenbein von Bern mit Generalsrang übertragen, bekannt durch den Freischaren- und Sonderbund-Feldzug von 1845 und 1847.

Offiziere der Legion. — Das Kommando des ersten Regiments wurde dem Obersten Meyer von Olten übertragen, früher französischer Bataillons-Commandant bei der alten Legion, der viele Feldzüge in Spanien und Afrika hinter sich hatte¹⁾.

Das Kommando des zweiten Regiments erhielt der Graf La Croix de Chabrière, aus Genf stammend, früherer Bataillons-Commandant aus afrikanischer Schule, der Offizier der Ehrenlegion war wie Meyer²⁾.

Das Schützenbataillon (Chasseurs à pied) wurde dem Commandanten Lyon unterstellt, einem französischen Offizier, der sich viel mit dem Schießwesen abgab.

¹⁾ Emil Fischer-Miville hat dem genannten Obersten Bonaventura Meyer im Anhang zu seinen Memoiren einen ausführlichen Nekrolog gewidmet, den wir im nächsten Basler Jahrbuch an entsprechender Stelle bringen werden.

²⁾ Oberst Graf de Chabrière trat später zum zweiten Fremdenregiment in die Provinz Oran über, an dessen Spitze er im Juni 1859 in der Schlacht von Magenta von der Kugel eines österreichischen Kaiserjägers fiel.

Ein Bataillons-Commandant beim ersten Regiment war aus Luzern, er wurde aber bald entlassen. Beim zweiten Regiment war ein Commandant Lüscher von Narburg, auch ein decorierter Offizier aus spanischen Diensten. Einige schweizerische Capitains und Lieutenants erhielten ebenfalls Offiziersstellen en titre étranger, u. a. Trog und Cérésple als Unterlieutenants beim ersten Regiment.

Anwerbung und Eintritt ins Regiment. — Bei unserer Ankunft in Besançon trafen Briefe von zu Hause ein, um mich von meinem Vorhaben abzubringen, jedoch unnütz, ich wollte nicht mehr zu meinem Berufe zurückkehren und nun einmal Soldat werden.“

Rührend sind die Mahnungen seiner Eltern und seines Bruders Andreas. Sie zeugen von der Liebe zu dem jüngsten Sohne und Bruder und von der Furcht, er möchte einem Schicksal entgegengehen, das seine Zukunft vernichten könnte. In einem Briefe vom 9. Hornung (Februar) 1855 warnt ihn der Vater vor dem beabsichtigten unbedachten Schritt: „Du schreibst, die Müllerey seye dir zum Ekel verlaidet. Das ist kein gutes Zeichen von dir. Du hast im jetzigen Moment ein wenig das Ungefühl, es kann auch wieder besser werden für dich. Es hat mancher es noch schlimmer gehabt als du, — wo keine Unterstützung von Haus hatte und es doch mußte durchmachen. Deine Äußerung vom Soldat zu werden hat uns gar nicht gefreut. Erstens spricht kein Schweizer Sinn aus dir — es ist schlecht genug von Ochsenbein, daß er sich für fremdes Geld seinem Vaterland entzieht, und zweytens wärest du nicht 14 Tage dabey, und würdest es schmerzlich bereuen, in so kriegerischen Zeiten so ein Schritt gethan zu haben, dann da giebt es Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Arten, und alle die Mühe und Kösten, wo man an dich gewendet hat, wären auf einmal alle dahin. Du mußt nicht glauben, wenn es dich reuen würde, daß ich dich loskaufen thäte, so viele Mühe es uns kosten würde, dich deinem Schicksal zu über-

lassen. Würden es dennoch thun; ich hoffe aber, du werdest dich eines Besseren besinnen. Man kann ja noch nicht wissen, ob nicht vielleicht schon dieses Jahr alle Schweizer nach Haus berufen werden, um die Waffen für das Vaterland zu ergreifen¹⁾, welches dann Ehrenvoller wäre, als für Fremde zu kämpfen und sich zum Krüppel schießen zu lassen . . .“ —

Wie es scheint, hat Emil Fischer bald nachher von seinem endgültigen Entschluß, Soldat zu werden, an seine Basler Angehörigen berichtet, das ist dem Inhalt des väterlichen Schreibens vom 6. März 1855 zu entnehmen. „Mit Freuden“, so schreibt der Vater, „erprach ich heute Morgen deinen Brief, aber wie ganz anders wurde ich gestimmt, als ich dessen Inhalt las. Das Blatt entfiel fast meiner zitternden Hand. Du kannst wohl denken, welcher Schmerz es für Eltern ist, wenn man ein Kind erzogen hat und so viel verwendet hat, wie man an dich gethan, und bald glaubt am Ziehl zu seyn, aber daß dann muthwillig sich in das Verderben stürzt. Was die glänzende Zukunft anbetrifft, welche du voraussiehst, können wir nicht begreifen. Ich glaubte, das Ehrgefühl würde es dir nicht gestatten, in eine Legion einzutreten, wo jeder rechte Schweizer mit Verachtung nennt. Dünkte uns ehrenvoller, wenn du bey deinem Berufe bliebest, als dich für andere lassen zum Krüppel schießen. Und gesetzt der Fall, du kämtest in 3 Jahren wieder glücklich zurück, das aber in diesen jetzigen Zeiten nicht zu erwarten ist, würdest du dann lieber arbeiten als jetzt, da du den verzweifelnden Schritt thun willst; deine ganze zukünftige Existenz wäre verdorben und dahin! Überlege es wohl! Und gesetzt, du könntest Soldat bleiben, so hat man noch nie ein glänzendes Loos eines alten Soldaten erlebt. Was die Vorspiegelungen mit dem Avancement anbelangt, würde nicht so geschwind vor sich gehen.

¹⁾ Andeutung auf den Neuenburger Handel.

Man verspricht dir's wohl, bis man dich hat, sowie die schönen Phrasen in deinem Brief: „auf solche Weise dem Vaterland zu dienen“ sind nur Worte von solchen Leuten, die dich trachten in das Verderben zu bringen. Ich hoffe zu Gott, es werde noch Zeit seyn, daß du den Rath von deinen Eltern und Geschwistern werdest annehmen und uns solch Herzenlaid nicht anthun, welches uns ein früheres Grab bereiten würde und du es Zeit lebens auf deinem Gewissen hättest, aber zu späth bereuen würdest, es gethan zu haben. — Deswegen rathen wir dir, alsobald Besangon zu verlassen, wann du keine Arbeit bekommst und dich nach der Schweiz zu begeben. Wenn aber auch da keine Arbeit findest und du doch solche Lust hast, Soldat zu seyn, so komme hieher und mache die Recruten Caserne mit, später wird es auch wieder etwas geben. Nimmst du meinen Rath an, so werde ich dich nicht stecken lassen, ich habe es noch nie gethan, so schwer es mich fällt, so öfters dich unterstützen zu müssen. Solltest du aber auf deinem Entschluß beharren und Fremden mehr Gehör geben als denen, die es gut meinen mit dir, so werde ich meine Hand ganz von dir abziehen und dich deinem entlofen Schicksal überlassen. Wenn es dich hernach auch reuen sollte, keineswegs dich loskaufen, so wenig mehr dich unterstützen. Du bist alsdann für uns verlohren. Gedenke nur der Schande, wenn wir's sagen müssen, du seyest Soldat geworden. Was können wir für Gründe angeben, als du seyest Arbeit scheu. Heißt es dann nicht gleich, er ist ein Laugenichts, er hat nicht arbeiten wollen. Ich könnte dir noch viele Gründe anführen . . . Der Allmächtige Gott möge deine Gesinnung ändern, und dir Kraft geben, das Gute zu wählen. Er seye mit dir. Dein betrübter Vater Elias Fischer.“

Wie der Vater, so bitten auch die Mutter und Andreas Fischer, der Bruder, den Abenteuerlustigen, von seinem Ansinnen abzustehen. „Ich würde keine fröhliche Stunde mehr haben, wenn ich dich müßte als Soldat wissen“, schreibt

ihm flehend die Mutter, und Bruder Andreas appelliert an das Ehrgefühl des Jüngeren. „Bedenke wohl, was du machst“, ruft er ihm im Briefe des Vaters warnend zu, „denn du würdest es jedenfalls früher oder später bitter bereuen müssen! Ochsenbein war noch vor wenigen Monaten einer der angesehensten Männer der Schweiz; jetzt wird er aber auch von der ganzen Nation verachtet, und nicht mit Unrecht. An der letzten Fastnacht kam kein Witz vor, wo nicht Ochsenbein¹⁾ dabei paradierte . . . Höre den wohlmeinenden Rath deines Bruders. Entferne dich sobald als möglich von Besançon, sonst entkommst du nicht mehr aus den Schlingen der Werber.“

Die wohlmeinenden Warnungen seiner Angehörigen kamen aber zu spät, denn Emil Fischers Wunsch, Soldat zu werden, war stärker als die Bitten der Eltern und die Mahnungen des Bruders, er wollte „nun einmal Soldat werden“. Es brauchte keiner Werber, um ihn zu überreden, wie dem Leser der Bericht Fischers über seine Anwerbung und seinen Eintritt in das Regiment zur Genüge bekundet. „Wir stellten uns auf der Citadelle beim Werbungsbureau ein, wo uns zwei Stellen bei dem soeben eingetroffenen

¹⁾ Ochsenbein, Ulrich, geb. 24. November 1811 auf der Schwarzeneck bei Thun. Advokat in Nidau. Anstifter und Oberkommandant des 2. Freischarenzuges nach Luzern 1845. Berner radikaler Politiker. Regierungspräsident und zugleich Vororts- und Bundespräsident 28. Mai bis 5. November 1847 und wieder 2. Dezember 1847 bis 31. Mai 1848. Führte 1847 als Oberst die bernische Reservedivision gegen den Sonderbund. Präsident der Großen Kommission zur Vorberatung der Bundesrevision 1848. Nationalrat 16. Oktober 1848, Nationalratspräsident. Bundesrat 16. November 1848. Als Nationalrat nicht wieder gewählt 25. Oktober 1851, ebenso nicht wieder als Bundesrat 6. Dezember 1854. Dadurch aus dem öffentlichen Leben hinausgedrängt, ging Ochsenbein nach Frankreich. Dort 1855 Brigadegeneral. 1856 Rückkehr nach Nidau. Verfasser volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Schriften. Im Kriege 1870/71 nach Frankreich einberufen, 22. Januar 1871 zum Divisionsgeneral ernannt. Platzkommandant von Lyon während des Krieges. Gestorben 3. November 1890 in Bellevue bei Nidau.

Colonel de Chabrière angeboten wurden . . . aber es hieß, wir müßten zuerst festes Engagement für drei oder fünf Jahre nehmen. — Des andern Tags hatten wir uns in der Früh im Wachtlokal zur ärztlichen Untersuchung zu stellen. Wir waren ca. 30 jüngere und ältere Schweizer, zum Theil auch schon gediente. Ich kam zuerst an die Reihe und mußte mich in Adams Kleid auf die Britsche stellen. Nach einigen Minuten Untersuchung vom Chefarzt hieß es: bon pour le service! und ich war nun französisch-kaiserlicher Soldat. Die Angenommenen wurden hernach zum officier payeur in die Stadt hinunter escortirt zur Unterschrift des Engagements und zur Empfangnahme der 36 Franken Handgeld. Ich unterschrieb für drei Jahre: es war dies am 15. März 1855. Von dem alten Schweizer Regiment früherer Zeiten her war die Geldsucht der Schweizer sprichwörtlich geworden und die Worte: pas d'argent, pas de suisse sind zu bekannt, als daß es einer weiteren Erklärung bedürfte. Öfters hörte man von den Franzosen uns obiges vorwerfen.

Ich erhielt die No. matricule 93 im Regiment. Täglich kamen Militärlustige aus dem Vaterlande an; die Compagnien wurden gebildet und die Exercizien begonnen.

Zu gleicher Zeit wurden auch Anwerbungen nach Neapel von neapolitanischen Werbem in der Citadelle gemacht. Sie erhielten auch ziemlich Leute, indem dieser Staat besser bezahlte als die Franzosen. So wurden uns viele stramme junge Leute weggeschnappt und unsere Formation stark beeinträchtigt.

Viele junge Soldaten ließen sich später, nachdem sich ihre Begeisterung zum Militärdienst einigermaßen abgekühlt, von ihren Familien durch Vermittlung der Gesandtschaft zurückfordern; andere fanden es bequemer, so nahe an der Grenze zu desertieren. Der größte Theil aber blieb seiner eingegangenen Verpflichtung treu und hatte die Ehre, später höhere Grade zu bekleiden, wenn sie nicht den feindlichen Kugeln oder gefährlichen Krankheiten zum Opfer

fielen. Da ich in Civillleidern blieb, wäre es mir ein leichtes gewesen, ebenfalls zu desertieren, allein ich betrachtete dies als ehrlos.

Ordonnanz bei Oberst Chabrière. — Als Ordonnanz des Obersten bezog ich für denselben eine elegante Wohnung in einer der Hauptstraßen in Besangon. Mariß war als Pferdebedienter bestimmt, es waren aber noch keine eingetroffen. — Bevor ich die Ordonnanzstelle antrat, mußte ich mich einer Prüfung unterziehen. Die bestand darin, zwei Zimmer im Hotel des Obersten in Ordnung zu bringen. Das eine war sein Schlafcabinet und das andere ein Salon, in dem Tags zuvor mit den Herren Offizieren gezecht wurde. Ich machte mich an diese Arbeit, welche auch zur größten Zufriedenheit des Maître d'hôtel ausfiel, der mich dann dem Obersten auch empfahl, worauf ich meinen Dienst antrat.

Der Oberst schenkte mir großes Zutrauen und überließ mir seine ganze Garderobe sowie auch vielmal seine Börse. Anfangs Mai sollte ich mit ihm nach seinen Besitzungen im Departement Dauphine, allein er wurde am Tage der Abreise von einem Podagra-Anfall überrascht, und die schöne Reise, auf die ich mich so freute, wurde vereitelt. Ich mußte den Kranken einige Wochen pflegen und sogar in seinem Zimmer schlafen, auch ihm zu essen geben, da er seine Glieder nicht rühren konnte. Mit gekochten Nesseln, die Mariß in den Schanzengraben der Stadt holte, mußten wir seine Glieder vorsichtig reiben, denn seine Narben von früher erhaltenen Wunden in Algerien schmerzten ihn sehr. Bei diesem Umstand kam uns die feine Pension des Herrn Oberst sehr zu gute. Sie wurde täglich von Mariß mit einer Flasche Bordeaux auf's Zimmer gebracht, von unserem Chef aber fast nicht berührt. Bei guter Pflege genas er nach kurzer Zeit wieder vollständig.

Desertionen. — Inzwischen nahmen die Desertionen derart überhand, daß ganze Halbsektionen mit dem Bajonett

am Stecken über die Grenze gingen. Die Gensdarmmerie erhielt strengen Befehl, alle Flüchtigen einzubringen, und so wurden viele erwischt und vor Kriegsgericht gestellt, wo sie zur Deportation und travaux forcés verurteilt wurden.

Ich habe zwei solcher Verurteilungen in Besançon beigewohnt, wo die öffentliche Degradation an den armen Teufeln vorgenommen wurde. Diese bestand darin, daß man den Delinquenten auf eine Estrade stellte, ihm den Gurt (Ceinturon) über die Beine zog, Knöpfe und Gradabzeichen abriß, ihm einen Kolbenstoß in den Hintern versetzte und ihn für unwürdig erklärte, in den Reihen der Armee weiter zu dienen. Dann wurde er den Gensdarmen übergeben, welche ihn gefesselt abführten.

Rückkehr zur Compagnie. — Mittlerweile erklärte ich eines Tages dem Obersten, daß ich in meine Compagnie zurückzutreten wünsche, denn da ich nun einmal Soldat sei, ich auch gerne avancieren möchte wie andere, was er auch begriff. Ich wurde nun eingekleidet und in meine Compagnie installiert. Nun giengs mit dem Exerciren los (in Basel hatte ich noch keinen Militärdienst gethan). Nach einem Monat erhielt ich eine Hautkrankheit, und der Regimentsarzt beorderte mich in den Militär-Spital, aus welchem ich geheilt, aber ausgehungert nach drei Wochen wieder entlassen wurde.

Abmarsch nach Langres. — Inzwischen kam vom Kriegsministerium Befehl, das Regiment wegen der zunehmenden Desertionen weiter von der Grenze zu entfernen und unsere Garnison in Langres, Département Haute Marne, einzunehmen. Vier schwache Compagnien stark verließen wir Besançon und traten den Marsch nach unserem Bestimmungsort an, begleitet von General Ochsenbein bis einige Kilometer vor der Stadt, welcher uns Carré formiren ließ und eine deutsche Ansprache an uns richtete, um uns aufzufordern, auszuharren und dem Schweizer Namen wie früher Ehre zu verschaffen. Kurze Zeit darauf erhielt

Ochsenbein seine Entlassung, da die Legion nicht zu Stande kam, mit einer Pension von 10,000 Franken jährlich.

Über Döle und Graye kam unsere Colonne in der Festung Langres an, wo wir in der schönen geräumigen Kaserne Quartier bezogen. Darin war auch das Depot des 14. Infanterie-Regiments, dessen zwei Kriegsbataillone in der Krim waren, untergebracht.

Da die Engländer zu gleicher Zeit eine Schweizer Legion (zwei Regimente) formirten, so strömten nun alle kriegslustigen Schweizer in die englischen Werbebureaux, so daß die französische Schweizer Legion das Nachsehen hatten, denn die Engländer bezahlten das dreifache Handgeld.

Diese langsame Formation und das beständige Desertiren unserer Leute verdroß den Colonel derart, daß er um Versetzung in die alte Fremdenlegion in der Krim einkam und eines schönen Morgens von uns schied, das Kommando dem Lieutenant-Colonel de Reynault von Fribourg übertragend. Diese Aenderung gefiel mir nicht, denn ich sah in diesem Herrn stets eine gute Protection. In Langres hatte ich noch das Vergnügen, als Schildwache vor dem Hôtel, in welchem der Oberst logirte, zu stehen, und hätte ich den Muth gehabt, ihn darum zu ersuchen, er hätte mich gewiß mit nach der Krim genommen.

Meinen Rekrutencurs hatte ich vollendet (passer au bataillon) und mich im Schießwesen mit dem noch damaligen Roll-Gewehr ausgebildet. Unser Bataillon erhielt einigen Zuwachs aus Schweizer Soldaten aus der alten Legion in der Krim; es waren aber größtentheils Reconvalescenten und — Lumpen.

Mein erstes Avancement. — Vor Ende August wurde ich durch mein gutes Betragen zum Corporal und später zum Sekretär à l'habillement befördert. Obschon dieser Grad eine sehr niedrige Stufe in der Militärhierarchie ist, so war ich doch erfreut, denselben in so kurzer Zeit errungen zu haben, und wirklich hatte ich in späterer Zeit

(auch im Vaterlande, als ich bis zum Hauptmann avancierte) nie eine innere Zufriedenheit in solchem Maße empfunden als bei dieser ersten Beförderung; kurz, ich war stolz auf meine Gallons. Ich trat also in die Compagnie hors-rang zum kleinen Regimentsstabe in der Stadtcaferne aux Urselines, wo ich nur im Bureau beschäftigt war und keinen Übungen beizuwohnen brauchte.

Mein zweites Avancement. — Schon Ende Dezember gleichen Jahres (21. Dezember 1855) hatte ich die hohe Befriedigung, zum Sergent-fourrier befördert zu werden. Am Neujahrstag 1856 sandte ich meinen Eltern mein Bild als Fourrier, woran sie große Freude hatten.

Unter Kommandant Lüscher wurde das I. Bataillon allmählig vollständig organisirt, und wir durften uns den Franzosen gegenüber schon zeigen lassen. Unsere Uniform war sauber und kleidsam: Rothe Hosen, dunkelgrüne tunique mit Epaulettes, Kapi roth mit grünem Bord, Regimentsnummer I. Zudem noch grüne Exercirwesten und hellblaue caputte nebst weißen Tuch- und ledernen Samaschen.“

Rehren wir einen Augenblick nach Basel zurück zu Emil Fischers Angehörigen. Sie sorgen sich begreiflicherweise um den Sohn und Bruder, und doch, nun, da Emils Entschluß nicht mehr rückgängig zu machen ist, ergeben sie sich in das Unwiderrüfliche. Sorge spricht aber überall aus den Briefen, die sie an ihn richten. Sie mahnen ihn, sich gut zu halten und ja nicht zu desertieren. „Das würde für dich und uns“, schreibt ihm seine Schwester Marie Ritter-Fischer, „viel entehrender sein. Harre nun aus in deiner jetzigen Stellung und suche durch gutes Betragen dir das Wohlwollen deiner Obern zu erwerben, dieses wird am Ersten zum Avancieren beitragen“, und Andreas, der treue und anhängliche Bruder, der, wie aus dem ganzen Briefwechsel in diesen Jahren der Abwesenheit Emils hervorgeht, sorglich alles Unangenehme — auch von zu Hause — für den fernen Bruder aus dem Wege schaffen und ihm sein Soldatenlos

auf jede mögliche Art erleichtern möchte, er tritt immer und immer wieder brieflich mit dem Jüngern in Fühlung. Er versorgt ihn mit Nachrichten aus seiner Vaterstadt Basel, er unterhält sich mit ihm über das, was Emil als Soldat am meisten interessieren dürfte, über militärische Dinge, und er — Andreas — bittet den Bruder immer wieder, ja recht fleißig zu schreiben, damit man sich zu Hause nicht so sehr ängstigen müsse.

„Ich war gerade“, schreibt ihm Andreas am 27. Juni 1855 nach Besançon, „an jenem Abend, an welchem wir deinen Brief erhielten, im Begriff, nach St. Louis zu gehen, indem ich erfahren hatte, daß sich dort ein Werbureau für die zweite französische Fremdenlegion befinde, und daß auf diesem ein Sergent sey, welcher dich kenne, und darum hoffte ich, bei diesem etwas von dir zu erfahren, was aber alsdann durch die Ankunft deines Briefes nicht nöthig war . . . Sobald du erfährst, daß Ihr von Langres wieder weiter müßet, so melde mir's sogleich, vielleicht kann ich alsdann etwas dazu beitragen, daß dir der Vater noch Geld schickt. — Ist das Commando der fremden Legion deutsch oder französisch, und wie seid Ihr uniformiert, und wie manchmal bekommt Ihr zu speisen per Tag? Beantworte mir in Deinem nächsten Brief diese Fragen. Soviel ich vernommen habe, habt Ihr einen Sous Sold per Tag auf die Hand. Adolf Högler (der Doctor)¹⁾, der sich wirklich in Wien befindet, hat nach Hause geschrieben, daß er große Lust habe, in die französische fremden Legion einzutreten. Julius Witz und Emanuel Elsner und noch einige andere von Hier haben sich in die Englische Legion engagiert. Die

¹⁾ Adolf Högler-Gußwiller wurde am 29. Juli 1830 in Lausen geboren. Von 1855—1856 war er daselbst als Arzt tätig, seit 1856—1863 als solcher in Fleurier (Neuenburg) und seit 1863 in Basel. Auf seine Initiative hin wurde die Kinderheilstätte in Langenbruck und die Heilstätte für Tuberkulose in Davos gegründet. Er war Ehrenbürger der Stadt Basel. Gestorben ist er daselbst am 12. August 1909.

schönen Versprechungen, die beim Entstehen dieser Legion ausgestreut wurden, und die so viele junge Leute lockten, sind nicht gehalten worden, und deshalb hat auch der Zulauf auf den Werbbureaux von Hünningen und Schlettstatt ziemlich abgenommen. — Ich las diese Woche in einem hiesigen Blatte, daß sich wirklich ca. 500 Schweizer englische Legionär in Dover ganz verwarlost im Elend befänden. Es sind vor ca. 14 Tagen etwa 15 Mann von der hiesigen Garnison zur englischen Legion desertiert . . .“ Und zum Schluß erinnert er den fernweilenden Bruder daran, daß „heute“, d. h. am gleichen 27. Juni, an dem der Brief an ihn geschrieben wird, dessen — Emils — 22. Geburtstag sei.

Wie die Stimmung zu Hause gegen den ungehorsamen Sohn allmählich umschlägt, infolge der günstigen Nachrichten über sein gutes Verhalten und seine verhältnismäßig schnelle Beförderung zum Corporal (8. Juli 1855), das weist der Brief des Vaters vom 25. Juli 1855: „ . . . Dein Avancement kam uns nicht unerwartet. Wir erfuhren es schon acht Tage vorher durch Frau Docter Meyer¹⁾, welches uns freute. Fahre nur immer fort, dich wohl zu verhalten, und wann dir etwas anvertraut ist, so mache dir eine Ehre daraus, es gewissenhaft zu verwalten und ja nichts zu veruntreuen und gib keinen bösen Einflüsterungen Gehör. Du bist alt genug, um prüfen zu können, was dir gut ist. Daß du auf einem Bureau arbeitest, ist dir sehr gut, es bewahrt dich vor Müßiggang . . . Ich habe mir vorgenommen, dir kein Geld mehr zu schicken. Allein weil ich sehe, daß du dich gut aufführst und hoffe, daß du es ferners thun wirst, welches ja nur zu deinem eigenen Besten, so habe ich es nicht ander's können, als dir etwas zu schicken . . .“

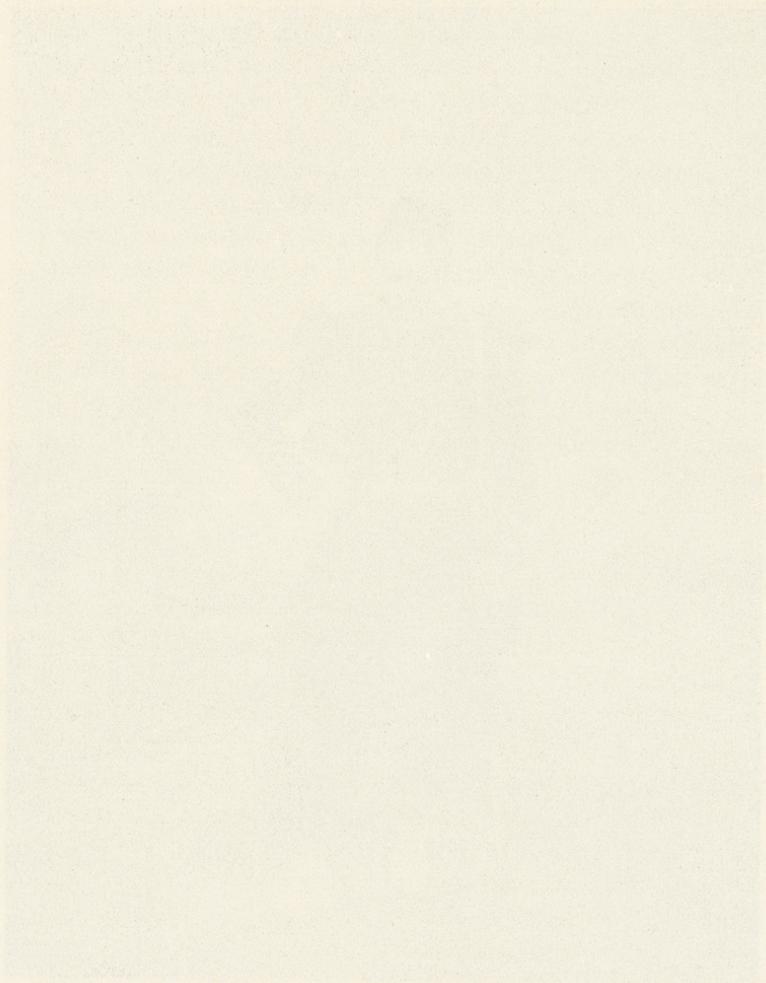
¹⁾ Dr. Meyer aus Basel war Arzt beim Regiment, dem Fischer angehörte. Er kam später mit den Truppen nach der Krim, woselbst er einer Krankheit erlag. Einem Brief Andreas Fischers vom 20. November 1856 zufolge sollen die Basler Blätter gemeldet haben, Dr. Meyer sei in Algier gestorben.

Wohl unter dem Eindruck der häufigen Desertionen unter den Basler Stänzlern (= Standestruppen) mahnen ihn Vater und Bruder immer wieder, ja nicht zu desertieren, so der Bruder in einem Brief vom 25. Juli 1855, in welchem er Emil zuruft, er solle sich, falls ihm der Dienst verleiden sollte, des Mottos erinnern: „Froher Muth, heiter Blut, das ist des Soldaten Gut“, und der Vater unterm 27. September des gleichen Jahres. Alle diejenigen, die desertierten, seien unglückliche und ehrlose Menschen, wie z. B. ein gewisser Zeller von Liestal, der gestohlen und desertiert und jetzt in Liestal zu drei Jahren schwerer Kettenstrafe verurteilt worden sei. Er kommt u. a. auch auf die Cholera in Basel zu sprechen, die nun im Abnehmen begriffen sei. „Doch sind an dieser Krankheit 150 Personen gestorben, in Liestal verhältnismäßig noch mehr. Zuerst kehrte sie nur bey geringern Ständen ein, und nachher bey höhern.“

Genau einen Monat nach der Beförderung zum Sergent-fourrier, am 21. Januar 1856, erhält Emil Fischer einen freudig gestimmten Brief von seinem Bruder Andreas. „ . . . Ich gratuliere dir auch im Namen deiner Eltern und Geschwister für dein schnelles Avancement. Trachte nur, dasselbe in Ehren zu erhalten, und dann wirst du uns und deiner Vaterstadt Ehre machen. Bedenke nur, daß nun deine zukünftige Existenz ganz von deiner Aufführung abhängt.“ Und dann erzählt er ihm von den Basler Standestruppen, im Volksmund „Stänzler“ genannt, und den in dieser Truppe herrschenden Korruptionsverhältnissen. „Laut Rathsbeschluß vom letzten Samstag wird die hiesige Standestruppe in einigen Monaten gänzlich aufgelöst, es wird wahrscheinlich statt ihrer ein Gendarmerie-Korps errichtet werden. Im allgemeinen bedauert man, daß es so weit gekommen ist, indem man immer lieber Soldaten gehabt hätte als die verhaßten Landjäger. Wenn die sich immer mehrenden Desertionen zur englischen Legion nicht vorgekommen wären, so wäre die Garnison nicht so geschwinde aufgelöst worden.“



Emil Fischer-Miville als französischer Unteroffizier



Allein dieselbe schmolz bis auf 60 Mann zusammen, und es ließ sich keine frische anwerben und daher fand man es besser, vorher dieselbe aufzulösen, bevor man dazu gezwungen würde.“ Und noch weitere Neuigkeiten bringt er ihm zur Kenntniss, daß z. B. in drei Wochen Fastnacht sei und die Narrhalla einen großen Umzug plane, doch sei noch nicht sicher, ob der Fastnachtmittwoch „von unsern alten Böpfen“ erlaubt werde. Und vom bevorstehenden Bau des neuen Centralbahnhofs weiß er zu berichten: „Die ganze Bevölkerung Basels ist sehr gespannt, bis man definitiv entscheidet ist (was bis in einigen Tagen geschehen soll), wo der neue schweizerische Central Bahnhof erbaut werden soll. Es liegen einige Pläne zur Genehmigung vor, z. B. unmittelbar vor dem Aeschenthor (Biergarten), Würthenbergerhof, auf dem Felde unter St. Margarethen, und endlich, was auch die allgemeine Stimmung ist: das Steinenthor, und es wird auch eher als nicht dazu kommen . . . überhaupt sind sehr viele nützliche Erneuerungen in der Stadt im Project.“

Hören wir, was Emil Fischer in seinen Erinnerungen im weitern über seine Erlebnisse in der Garnison und Festung Langres erzählt:

„Mein erstes Duell. — In der Festung Langres hatte ich mein erstes Duell ausgefochten. Ein Berner Sergent namens Depen hatte mich beim Essen in der Cantine beleidigt. Wir geriethen einander in die Haare; der Adjutant kam dazwischen, trennte uns und brachte die Angelegenheit vor den großen „rapport“, und wir erhielten Befehl, den Streit auf dem Terrain zu erledigen. Ca. 14 Tage später erhielt ich unvermuthet vom Capitän „adjutant-major“ durch den Wachtcorporal den Befehl, mich sofort mit Depen auf's Terrain zu begeben mit meinen Zeugen. Schnell stürzte ich in der Cantine noch zwei Cognac hinunter und bestimmte nun als Zeuge Sergent Roulet von Yverdon, der mich in die „remparts“ begleidete, wo der Capitaine und der Fechtmeister sowie mein Gegner und sein Zeuge bereits

auf mich warteten. Es gieng ein abscheulicher kalter Biswind. Dessen ungeachtet mußten wir den Oberleib entblößen. Die Mouchen wurden vom maître d'armes von den Fleurets genommen und letztere uns eingehändigt. Dieser stellte sich zwischen uns und gab das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Nach einigem Pariren erhielt ich einen Stich in die rechte Schulter, und der Kampf wurde sofort eingestellt und der Friede geschlossen, was wir durch einen Händedruck besiegeln mußten. Man verband mich, und für einige Tage kam ich in die „ambulance“, denn Schulter und Oberarm waren durch die Wunde sehr angeschwollen, sodaß ich arbeitsunfähig war. Somit war der Streit abgethan und auf Befehl geschlichtet.

Die Organisation des Regiments schritt immer noch sehr langsam voran, und da bis zum 1. Juli dieser nach der Krim bestimmte Truppenkörper immer noch nicht vollzählig war, so kam vom Kriegsminister Maréchal Vaillant der Befehl, daß die drei Corps der Schweizer Legion sich im Lager von Satonay bei Lyon sammeln sollten, um schleunigst zum I. Fremdenregiment verschmolzen zu werden. Wir verließen deshalb befriedigt unser langweiliges Langres und hatten nun Aussicht, campagne zu machen. Der Marsch gieng über Dijon. Wegen der unerträglichen Hitze wurde stets morgens 4 Uhr aufgebrochen und mittags Siesta gehalten. So kamen wir guten Muthes im Lager von Satonay an, wo wir in hölzernen Baracken untergebracht wurden. Die zwei Tirailleur-Compagnien von Auxonne sowie das Bataillon von Dijon waren bereits dort eingetroffen, und wir hatten die Freude, viele Bekannte wieder begrüßen zu können und neue Landsleute kennen zu lernen.

Im Lager von Satonay (bei Lyon). — Es gieng das Gerücht, daß zwischen Rußland und Frankreich nächstens ein Friedensschluß zu Stande kommen würde. Auch kehrten bereits stark decimierte Regimenter nach Frankreich zurück, wie z. B. das 7. Linien-Regiment, kaum noch einige hundert

Mann stark, fast ohne Offiziere, mit zerrissener Fahne, Compagnien von nur noch 30—40 Mann, die Leute mit bärtigen abgekehrten Gesichtern und abgetragenen Uniformen, in einem Mitleid erregenden Zustand.

Die Schweizer Legion aufgehoben — 1. Régiment Etranger (26. Juni 1856). — Die Schweizer Legion wurde hier durch Marschall Castellane, einen alten, mit vielen Orden geschmückten General, inspiciert und entlassen, gleichen Tages aber in das I. Regiment der Fremdenlegion umgewandelt. Regimentskommandanten wurden Oberst Meyer von Olten und Oberstlieutenant Gehret von Narau. Ich kam als Sergent zur zweiten Compagnie des ersten Bataillons mit Regiments-Matrikel No. 69. Ein Hektor von Reding-von Biberegg von Schwyz war unser Lieutenant und Freund Vollmar — der nachmalige Waffencontroleur — Sergent bei der gleichen Compagnie.

Mehrere Schweizer Offiziere der entlassenen Legion wurden bei dieser neuen Formation mit Jahressold entlassen, theils wegen Schulden, theils auch wegen schlechtem Betragen oder Unfähigkeit. Einige ließen sich wieder als Unteroffiziere engagieren. Die alte Legion in der Krim wurde von nun an das zweite Fremdenregiment.

Nach Toulon. — Nach kurzem Aufenthalt in diesem Lager mußte ich die Fourrier-Funktionen der Compagnie wieder übernehmen. Das Regiment erhielt Ordre zum Abmarsch nach Toulon, um dort nach einem für uns noch unbekanntem Bestimmungsorte eingeschifft zu werden. — Dem Regiment wurde noch keine Fahne zugetheilt; es hieß, dieselbe müßte zuerst auf dem Schlachtfelde verdient werden.

Wir verließen das Lager von Satonay mit klingendem Spiel. Bei diesem Aufenthalt von zwei Tagen hatten wir Gelegenheit, die Stadt und den Hafen von Toulon mit seinen Kriegsschiffen sowie das Bagno in Augenschein zu nehmen. Zum letztern hatten nur Offiziere und Unteroffiziere Zutritt. Wir mußten uns die Eintrittskarten vom Sou-

verneur verschaffen. Wir bekamen die rothen und gelben Galeeren-Sträflinge zu Gesicht. Diese lebenslänglich Verurtheilten waren zu Zweien an einander gekettet und von einem „gardien“ mit scharf geladenem Karabiner bewacht und mußten schwere Arbeit verrichten.

Einschiffung nach Algier. — Am 6. Juli in der Früh traten wir ausgerüstet zur Einschiffung nach unserem Bestimmungsorte Algier an. Das Truppentransport-Dampfschiff „La Saône“ nahm uns auf. Wir wurden auf Booten zu demselben gebracht. Jeder Compagnie wurde nach Abgabe der Gewehre ihre Plätze angewiesen. Im Hinterdeck befanden sich die Offiziere, Unteroffiziere und die Musik, auf den obern und untern Zwischendecks abwechselungsweise die zwei Bataillone. Die Bestraften waren im untersten Schiffsraum, die zu Prison Verurtheilten (Deserteure) wurden an eiserne Stangen angekettet.

Abschied von Europa. — Nachdem nun das Regiment eingeschifft und alles zur Abfahrt bereit war, wurden gegen 4 Uhr abends die Anker gelichtet. Das Schiff nahm langsam Abschied von Europa, begleitet von mancher stillen Thräne und den Grüßen der am Ufer stehenden Menschenmenge. Einige Desertionen waren kurz vor der Einschiffung noch vorgekommen. Diese Elenden versteckten sich in Toulon, um einen günstigen Moment zur Rückkehr in die Schweiz abzuwarten. Ob dies allen gelang, bezweifle ich.

Mancher junge Eidgenosse sollte nun Europa zum letzten Male sehen, und viele junge Leute hauchten auf dem heißen afrikanischen Boden ihre Seele aus.

Gegen Abend des dritten Tages langten wir vor Algier an. Die Araber kamen in ihren Schaluppen uns entgegen, allerhand Früchte zum Kauf anbietend. Das Geld warfen wir ihnen zu und zogen das Gekaufte, wie Melonen, Orangen, Datteln, u. a. m. mittelst Schnüren an uns heran. An diesem Tage wurde nur den Offizieren gestattet, sich in die Stadt zu begeben.

Nach Philippeville. — Das Regiment war, da inzwischen der Friede zwischen Frankreich und Rußland geschlossen worden war, nun nicht mehr für die Krim bestimmt, wir sollten nach der Provinz Constantine. Den 9. Juli in der Früh wurden die Anker wieder gelichtet, und wir fuhren mit großem Galloß zwischen vielen Schiffen hindurch aus dem Hafen von Algier.

1. Marsch auf afrikanischem Boden. — Der Küste entlang gieng es gegen Osten bei Delys, Bougie, Djidjeli vorbei, wir umschifften das Cap Bougeronne, und nach anderthalbtägiger schöner Fahrt langten wir im Golf von Stora vor Philippeville an. — Das Detachement unter dem Kapitän Thierard (meinen späteren Compagnie-Chef) betrat zuerst den afrikanischen Boden und setzte sich nach einem kurzen Aufenthalt in Stora nach Philippeville in Bewegung. Dort kauften wir uns Wassermelonen, sog. Pastèques, um unseren Durst zu löschen. Bei dieser afrikanischen Sonne auf unserem ersten Marsche bekamen uns dieselben aber sehr schlecht und konnte ich mich während einer halben Stunde vor Bauchschmerzen nicht mehr rühren und mein Detachement erst viel später auf dem Place d'armes in Philippeville wieder erreichen.

Es wurde zur Fassung von Nahrungsmitteln geschritten, wie Fleisch, Brot, u. a. m. für unsere Compagnien, und dann begaben wir uns nach dem uns angewiesenen Bergabhang, wo eine Abtheilung des dritten Zuavenregiments für unser Regiment die großen Zelte aufgeschlagen hatte (ein jedes faßte 13 Mann). Gegen Abend zog das Regiment mit klingendem Spiel ins Lager ein, und mit Jubel machten sich die Leute über die für sie von uns zubereitete Suppe.

Unser Lager war in der Nähe der sog. fontaine Romaine, deren Wasser aber wegen zu starker Kalkhaltigkeit nicht zu genießen war. Das Trinkwasser mußte daher aus der Stadt auf die Höhe gebracht werden.

Nach wenigen Tagen bereits zeigte sich die Folge des Genusses schlechten Wassers und der Früchte, die übrigens verboten waren, bei unseren Leuten. Viele von ihnen hatten Anfälle von Dysenterie, die sich noch infolge der großen Hitze mehrten, so daß viele Kranke nach dem Spital in Philipperville verbracht werden mußten.

In diesem Zeltlager hatte ich die Ehre, von der zweiten Füsilier-Compagnie des I. Bataillons zu der Elitenkompagnie der Voltigeurs des II. Bataillons versetzt zu werden. Der Sergent-Major dieser Compagnie blieb krank in Frankreich zurück, und der Fourrier wurde wegen eines groben Disziplinarfehlers cassirt. Mein Chef war nun Capitaine Thierard, und die beiden anderen Offiziere waren ebenfalls Franzosen. Die Unteroffiziere waren größtenteils Schweizer, die Mannschaft ebenfalls. Es waren alles kleine, untergesetzte Leute, gute Läufer, auch reinlich und noch nicht vorbestraft.

Ich hatte mit Hilfe des ältesten Sergent der Compagnie den Dienst als Feldwebel und Fourrier zu besorgen, was für mich mit vieler Arbeit verbunden war. Nach ca. 1½ Monaten ergriff mich die Dysenterie ebenfalls und zwar in so starkem Maße, daß ich nicht mehr zum Rapport in die Stadt hinunter konnte. Der Regimentsarzt beorderte mich in den Spital, und es wurde mir ein Eintrittsbillet dafür ausgestellt. Allein mein Capitaine hielt mich davor zurück, einzutreten, er warnte mich. Nicht allein hielt er mich zurück wegen der angehäuften Arbeit, sondern er versicherte mir, daß ich den Spital nicht mehr lebend verlassen werde. Es starben auch wirklich viele unserer Leute und meistens die kräftigsten. Die Latrinen waren ständig belagert, und nachts lagen Duzende in deren Nähe, die vor Leibschmerzen nicht mehr gehen konnten. Es wurde später besseres Wasser zum Kochen aus der Stadt herauf geschafft und Conservenfleisch unter die Mannschaft verteilt, so daß eine Besserung in dem Zustand der Soldaten eintrat.

Glücklicherweise wurde meine Compagnie nebst der Grenadier- und Chasseur-Compagnie des gleichen Bataillons einige Duzend Kilometer weit in die Berge zur Ausgrabung einer Wasserleitung gesandt. Wir waren von einer Abtheilung Genietruppen begleitet. Ich konnte nicht marschieren und mußte mich deshalb einem Maulesel anvertrauen. Hier, in dieser mit gutem Trinkwasser versehenen und mit Olivenbäumen beschatteten Gegend erholte ich mich rasch und genas in kurzer Zeit vollständig. Die in der Nähe befindlichen Araber verkauften uns für billiges Geld Hühner und Eier.

Allabendlich versammelten wir uns um das Wachtfeuer und mit Begleitung der Musik sangen wir unsere schönen Schweizerlieder, worüber unsere Offiziere große Freude bezeugten. Die Araber hauptsächlich bewunderten unseren Gesang.

In Philippeville wäre ich der Krankheit gewiß zum Opfer gefallen, denn das Regiment erlitt dort während unserer Abwesenheit immer größere Verluste. Hier hatten wir uns von Sträuchern hübsche „gourbis“ (Hütten) gebaut, sodaß der Aufenthalt ein sehr angenehmer war.

Anfangs September kehrten wir wieder nach unserem Lager zurück, und da bekamen wir denn auch gleich den Föhn oder Scirocco zu fühlen, der uns sehr belästigte.

Die mit „prison“ bestrafte Soldaten wurden dort in trichterförmige Gruben, Silos genannt, gesperrt, welche feucht und voll Ungeziefer waren. Der Aufenthalt darin war also nichts weniger wie angenehm.

Erdbeben in Philippeville. — Eines schwülen Abends, als wir gegen 8 Uhr gemütlich vor unseren Zelten saßen, fühlten wir den Boden unter unseren Füßen wanken. Es war ein heftiger Erdstoß, welchem gleich darauf noch zwei weitere folgten. Unsere Zelte kamen dadurch ins Schwanken, und der Boden zitterte. Drunten in der Stadt entstand ein ungeheurer Lärm. Alarm wurde geschlagen

und geblasen, alles war auf den Beinen. Die Casernen leerten sich sofort. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, sich rasch mit Weib und Kind vor die Stadt hinaus zu flüchten und, mit den nothwendigsten Habseligkeiten versehen, auf dem offenen Felde zu campiren. Es war eine sehr unruhige Nacht. Des andern Morgens um 7 Uhr folgte ein noch weit stärkerer Stoß und vermehrte noch die Verwirrung. Ich war eben im Begriff, mich von meinem Lager zu erheben, als ich wieder zu Boden geworfen wurde.

Der Kirchturm auf dem Hauptplatze stürzte krachend zusammen, einige Menschen unter seinen Trümmern begrabend. Alle größeren Gebäude hatten Risse, wie von einem Bombardement herrührend. Der Militärspital, auf einem Felsen nahe dem Meere gelegen, schwankte wie ein Kartenhaus, so daß die Kranken, die sich nicht rasch genug ins Freie flüchten konnten, sich zu den Fenstern hinausstürzten. Einige sprangen sogar ins Meer und fanden dort den Tod. Viele der Patienten starben dann in Folge der zugezogenen Erkältungen bei der Katastrophe. Erst nach einigen Tagen legte sich der Schrecken der Einwohner, welche nun wieder langsam die verlassenen Wohnungen bezogen. Das Militär campirte, bis die Casernen wieder hergestellt waren.

Dieses Erdbeben machte auf uns Alle einen großen Eindruck. —

Das Fieber wüthete immer fort in den Reihen unserer Compagnien. Täglich wurden Leute in den Spital verbracht, wir verloren unsere robustesten Landsleute, sodaß wir kaum noch die zu stellenden Wachtmannschaften zusammen brachten. Da dieses Klima in dieser Jahreszeit den aus der Schweiz gekommenen Alpenjöhnen nicht zuträglich war und man weitere Opfer befürchten mußte, so erhielt das Regiment im Oktober den Befehl zum Abmarsch ins Innere der Provinz Constantine: nach Sétif. —

Mit sehr dezimirten Compagnien traten wir den Weg an, froh, dieser ungesunden Garnison den Rücken kehren

zu können. Nach vier Tagemärschen und einem Rasttag in Semondon erreichten wir das 85 Kilometer entfernte Constantine, dessen Einnahme im Jahre 1839 den Franzosen gegen Achmed Bei Tausende der Ihrigen kostete . . . Wir waren nicht wenig erstaunt, am Morgen des Tages unseres Abmarsches von Constantine uns in unseren Zelten eingeschneit zu finden; ein Schneegestöber hatte uns in der Nacht überrascht. Trotzdem mußte unser Lager abgebrochen und die Zeltstücke aufgeschnallt werden. Den 130 Kilometer langen Weg von Constantine nach Sétif legten wir in 4 Tagen zurück. Wir kamen natürlich in ziemlich erschöpftem Zustande in dieser alten Stadt an . . . Unsere Reihen wurden durch neu ankommende Rekruten-Detachemente wieder einigermaßen ergänzt. Es war aber auch hohe Zeit, denn es fehlte uns an tauglichen Mannschaften, um den Wachtdienst regelmäßig versehen zu können.

Gegen Ende des Jahres überfiel mich wieder ein heftiges Fieber mit Dysenterie, und ich mußte mich nun in das Militärspital verbringen lassen. Ich war nicht wenig überrascht, ein Bett beziehen zu müssen, in welchem die Nacht vorher ein Unteroffizier gestorben war. In ca. 16 Tagen konnte ich wieder entlassen werden, war aber fürchterlich ausgehungert.

Petition an den Bundesrat wegen des Konfliktes zwischen der Schweiz und Preußen. — Zu dieser Zeit ging das Gerücht, daß die Schweiz durch Preußen mit Krieg bedroht würde wegen einem Konflikt mit dem Kanton Neuenburg, welcher die preußische Herrschaft abschütteln wolle. Von sämtlichen schweizerischen Unteroffizieren des Regiments wurde eine warme Petition an den Bundesrath verfaßt und dem Gesandten nach Paris übersandt, um beim kaiserlichen Kriegsministerium unsere Rückkehr ins Vaterland zu erwirken und demselben unsere Dienste anzubieten. Diese Bittschrift wurde an den Gouverneur zurückgesandt, da die Feindseligkeiten nicht zum Ausbruch kamen.

Der Wortlaut dieser Bittschrift ist der folgende.

1r. Régiment Etranger Au Conseil Fédéral Suisse
Sétif 1856

Monsieur le Président et Messieurs,

Les Sous Officiers Suisses du 1^{er} Régiment Etranger, au service de la France viennent, en présence des événements graves qui menacent la Confédération, en leur nom et comme interprètes de leurs Compagnons d'armes servant le même Drapeau, vous demander, Messieurs, votre intervention pour obtenir du Gouvernement de Sa Majesté l'Empereur, la faveur de retourner prendre dans l'armée Fédérale, la place que doit occuper tout bon Citoyen qui voit sa patrie menacée par l'Etranger.

La France est aussi généreuse qu'elle est grande et ne refusera pas à une poignée de Soldats de satisfaire l'ardent désir qu'ils ont d'aller prendre rang au milieu de leurs compatriotes dans l'armée fédérale pour aider défendre la patrie menacée. Recevez, Messieurs, etc. etc."

Camp von Salep. — Mit einem Detachement Genietruppen bezog Anfangs November das Regiment das zwei Tagemärsche gegen Bonna gelegene Camp Salep, eine wilde Gegend, wo wir das Auffuchen von Wasser vornahmen. Raum 14 Tage in unserem großen Zelte installiert, überfiel uns der Winter, und in einer Nacht wurden wir von einem mehrere Fuß hohen Schnee überrascht, der unsere Zelte zu erdrücken drohte.

Als wir so müßig in unseren Zelten lagen, traf das angemeldete Detachement von ca. 600 Mann des aus der Krim zurückgekehrten II. Fremdenregiments als Verstärkung bei uns ein. Es waren meistens alte erprobte Soldaten, viele mit der Médaille militaire oder Krim-Médaille decorirt, so ein Genfer namens Dionnet, ein Sergent, der mit dem Kreuz der Legion d'honneur decorirt war, das er sich beim Sturm auf den Malakoff in der Krim bei den Enfants perdus

erworben hatte. — Es waren Deutsche, Belgier, Italiener und Schweizer. Meiner Compagnie der Voltigeurs wurden 46 Mann zugetheilt. Es freute uns, solche kriegserprobte Mannschaft in unsere Reihen aufnehmen zu können.

Die herrschende Kälte war uns sehr hinderlich im Dienst, mir speciell auch wegen meiner Skripturen. Wir schlossen uns für einige Tage förmlich in unsere Zelte ein; nur bei Distribution und Appell begaben wir uns aus unseren Verstecken. Des Nachts umschlichen Hyänen und Schakale unsere Feldküchen und Latrinen. Ihr Geheul und Gebell störte oft unseren Schlaf; sie flohen aber beim geringsten Lärm. Die fatale Lage in dieser Winterlandschaft konnte auf die Länge nicht ausgehalten werden, und man sah sich genöthigt, die Erdarbeiten aufzugeben. Das Regiment erhielt Befehl zur Rückkehr nach Sétif. Sofort wurden die großen Zelte abgeschlagen, auf Maulesel geladen, die Tornister gepackt und gleichen Abends noch der Rückmarsch angetreten.

. . . Die 6 Elite-Compagnien beider Bataillone bezogen wieder die Caserne. Unsere bewährte Regimentsmusik unter Kapellmeister Ridel von St. Gallen verschaffte uns den Winter 1856/1857 hindurch recht angenehme Stunden.

Todschlag. — Ende 56 ereignete sich in Sétif folgender tragischer Vorfall: Ein Sergent unseres Regiments, ein französischer Schweizer, hatte mit einigen Husaren-Unterofficieren in einem maison publique eine Schlägerei mit Civilisten, im Laufe deren unser Sergent einen tödlichen Dolchstich erhielt. Er starb bald, und wurde bei dessen militärischen Beerdigung, der ich ebenfalls beiwohnte, verschworen von gegenwärtigen Unterofficieren, an dem Besitzer des Hauses Rache zu nehmen, der beim Streite die Partie der Civilisten nahm. Uebrigens wurde gleich nach dem Vorfall vom Polizeicommando der Garnison der Zutritt auf's strengste verboten und Schildwachen vor das Haus gestellt. Trozdem gelang es einigen Unterofficieren eines Abends, in Civil verkleidet, mit geschwärtzten Gesichtern

durch eine Hinterthüre in das bewußte Haus zu kommen und prügelten den Inhaber sowie die Freudenmädchen gehörig durch und zerschlugen mit ihren Knütteln Möbel, Spiegel, Geschirr, kurz alles, was ihnen unter die Hände kam. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, doch gelang es nicht, die Thäter der Verschwörung zu ermitteln, da keiner den andern verrathen wollte, und die bereits in Haft Gesezten mußten wieder frei gelassen werden.

Winter 1856/57. — Der Winter war für diese Gegend äußerst hart, die Umgebung war mit 3 bis 4 Fuß hohem Schnee bedeckt. Wir waren so eingeschneit, daß die Verbindung mit den Detachementen für einige Tage aufgehoben werden mußte. In Basel fand — wie ich erfahren habe — gleichzeitig noch höherer Schneefall statt. —

Der Neujahrstag 1857 wurde still gefeiert, denn unsere Finanzen erlaubten uns keine großen Sprünge.

Unser Bataillons-Commandant Lüscher erhielt Alters halber seine Entlassung vom Regiment, und er nahm mit freundlichen Worten Abschied von uns und kehrte mit Pension ins Vaterland zurück. Das II. Bataillon wurde zusammengezogen, und Oberst Meyer überreichte ihm noch feierlich das Offizierskreuz der Ehrenlegion als Anerkennung seiner geleisteten Dienste.“

Das Jahr 1857 brachte den Feldzug der Legionäre gegen die Kabylen, wobei Fischer die Feuertaufe empfing und sich in verschiedenen Gefechten ehrenvoll hielt. Wir werden im nächsten Basler Jahrbuch auch diesen Teil seiner Militär- und Kriegserinnerungen, den er ausführlich beschrieb, folgen lassen.

Nach dreijähriger Dienstzeit unter französischer Fahne kehrte Fischer, „obwohl seine Vorgesetzten alles taten, um ihn beim Regiment zu behalten“, zurück in die Heimat. Unter Major Hans Heinrich Wieland, dem späteren Oberstkorpscommandanten, absolvierte er nun den schweizerischen Rekrutendienst. Innerhalb fünf Wochen avancierte er zum

Korporal, Sergeanten und Feldweibel; 1870 erlangte er den Grad eines Hauptmanns der Infanterie. 1863 trat er in die Feuerwehr, welcher er 20 Jahre angehörte und als Hauptmann seinen Abschied nahm, nachdem er während 15 Jahren bei derselben Offizier gewesen war.

1861 gründete Emil Fischer ein eigenes Geschäft, eine Mehlhandlung, die er mit der Zeit zu einer Kolonialwarenhandlung erweiterte, dem Basler wohlbekannt unter dem Firmennamen „Emil Fischer zum Wolf“. Seiner im Jahre 1862 geschlossenen Ehe mit Elisabeth Miville, mit der er 32 Jahre in glücklicher Ehe lebte, entsprossen acht Kinder, deren eines, der Sohn Emil, das Geschäft im Sinne seines Vaters weiterführte.

Fischer kam noch zu verschiedenen Malen mit französischem Militär in Berührung. Während des deutsch-französischen Krieges unternahm er im Auftrage des Internationalen Komitees der Genfer Konvention zwei Reisen nach dem Kriegsschauplatz zwecks Unterstützung verwundeter und kranker Krieger: im November 1870 war er vor Paris und im Januar 1871 vor Belfort und Umgebung. Vom Internationalen Komitee der Genfer Konvention wurde ihm in Anerkennung der geleisteten Dienste die Medaille der Konvention — also des Internationalen Roten Kreuzes — nebst Dankschreiben, mit den Unterschriften des Ehrenpräsidenten General Dufour und des Präsidenten Monnier versehen, verabfolgt. Ebenfalls beteiligte sich Fischer bei der Bewachung der in der Klingental-Kaserne untergebrachten 1200 Mann des 42. und 49. französischen Infanterie-Regiments.

Fischer war Mitglied der freisinnigen Partei und wurde als einer ihrer Vertreter in den 80er Jahren auch in den Großen Rat gewählt.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Fischer mehr und mehr in Zurückgezogenheit. Der Körper war müde und gebrechlich geworden, doch sein Geist war bis zum

letzten Tage seines Lebens frisch und lebendig geblieben. Am 9. Januar 1907 ist er von hinnen geschieden.

Emil Fischer hat sich seiner Militärzeit in der Fremdenlegion nie geschämt, sich im Gegenteil immer gerne jener Zeiten erinnert, die für ihn eine ernste, aber gute Schule des Lebens geworden waren. „Ich wünsche, daß mein französischer Kriegsdienst in meinen Personalien angeführt werde¹⁾, denn ich habe mich niemals geschämt, die Waffen für Frankreich getragen zu haben; es war für mich eine Schule des Lebens, die mir viel Erfahrung brachte.“

¹⁾ Bemerkung in den von Emil Fischer-Miville anno 1890 eigenhändig niedergeschriebenen Personalien, die für die Abdankungsrede bei seinem Tode bestimmt waren.